

## PREDIGT AM 13. SONNTAG NACH TRINITATIS ZU 1. JOH 4,7-12

von Katja Witte-Knoblauch

Lesungstexte: 1. Joh 4,7-12 und Lk 10,25-37

*Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.*

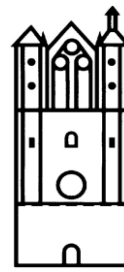
### Segelfahrt

Nun sänftigt sich die Seele wieder  
und atmet mit dem blauen Tag,  
und durch die auferstandnen Glieder  
pocht frischen Blut erstarkter Schlag.

Wir sitzen plaudernd Seit an Seite  
und fühlen unser Herz vereint;  
gewaltig strebt das Boot ins Weite,  
und wir, wir ahnen, was es meint.

Liebe Gemeinde, Sie haben es soeben im Predigttext gehört: Heute geht es um die Liebe. Und wunderbar hält Christian Morgenstern in seinen Versen fest, als wie strahlend und stärkend und vereinigend, ja, als wie erhebend der Mensch die Liebe erlebt. Wer liebt, der gleitet geradezu auf den Wellen des Seins.

Und doch - während die einen sehnsuchtsvoll romantisch schwelgen und mit Ernst Fried: „Es ist, was es ist“, seufzen, sind die Nächsten schon / nur noch genervt von diesem Wort „Liebe“, können es nicht mehr hören, haben keine Lust drauf, weil diesem Wörtlein Ihres Erachtens viel zu viel Bedeutungsschwere zugemessen wird. Die Liebe, für sie nicht viel mehr als die notwendige Hormonsteuerung, die das Leben aufrecht erhält, die Menschen zueinander treibt, auf dass sie sich paaren und mehren. Oder so.



Und was ist nicht auch schon alles im Namen der Liebe geschehen? Und zwar aus Liebe zu Menschen genauso wie aus Liebe zu Gott, ganz gleich, ob Gott nun der Herr im Himmel oder der Führer auf Erden war. Und derzeit ja auch leider wieder in der scheint's nicht totzukriegenden Variante der Vermischung von beidem: zu Gott im Himmel und deshalb in Unterordnung zu einem geistlichen Führer, der befiehlt, was aus dieser Liebe heraus an Gewalt zu tun sei. Die Liebe – sie ist so schrecklich unpräzise und ihre Tore stehen dem Missbrauch weit offen.

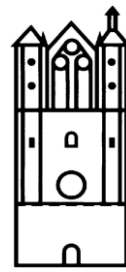
Was also tun mit jenen Versen, die uns heute zum Nachdenken vorgeschlagen sind?

*Ihr Lieben, lasst uns einander lieb haben;  
denn die Liebe ist von Gott,  
und wer liebt, der ist von Gott geboren und kennt Gott.  
Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht;  
denn Gott ist die Liebe.*

Ich denke, bevor man in euphorischen Allgemeinplätzen untergeht, erst einmal weiterlesen. Der nächste Satz, der mir auffällt, lautet:

*Darin besteht die Liebe:  
Nicht, dass wir Gott geliebt haben,  
sondern dass er uns geliebt hat  
und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsre Sünden.*

Die Liebe ist hier also keine Emotion, sondern Tat. Eine Umschreibung dieser Tat könnte sein: Die Liebe ist die Kraft, die Leben wirkt. Und zwar nicht nur, indem sie uns Menschen als Geliebte zueinander treibt, sondern, weil sie gerade da, wo die menschliche Liebe an ihr Ende gerät / durch unsere Anfälligkeit für Enttäuschung und Zorn oder gar Hass, also durch unsere schlechten Seiten, sie uns Menschen von Gottes Tat der Versöhnung spricht und so dazu beiträgt, dass auch Menschen sich untereinander



versöhnen. Gott also ist die Liebe – und damit jene Macht, die über unsere menschliche Kleingeistigkeit hinaus immer wieder dazu auffordert, uns mit dem Mittel der Versöhnung je und je neu zusammenzuraufen.

Entsprechend geht es auch weiter im Text:

*Ihr Lieben,*

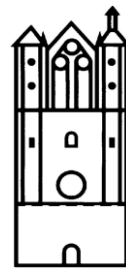
*hat uns Gott so geliebt,*

*so sollen wir uns auch untereinander lieben.*

Den Nächsten lieben wie sich selbst. So haben wir es als Präzisierung im Evangelium gehört – und auf die Frage des Schriftgelehrten, wer denn der Nächste sei, erfahren, dass es der ist, der Hilfe braucht. Ziemlich schlicht eigentlich. Aber wer dieser Tage Nachrichten schaut, weiß auch, dass das Tun solch einfacher Dinge uns Menschen nicht gerade leicht von der Hand geht.

Oder vielleicht noch einmal komplexer:

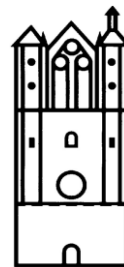
Jüngst habe ich mich mit einem Juristen unterhalten und es ging im Zuge der Diskussion um die Flüchtlingsfrage auch um unser Recht und unsere Verfassung. Darum, warum eigentlich es so lange dauert, bis Asylanträge endgültig abschlägig entschieden sind, und dass es ein Wert an sich ist, wenn in Deutschland nicht nur *einem* Richter das Recht und damit ja auch die Macht gegeben ist, über Ergehen und Zukunft eines Menschen zu urteilen, sondern das deutsche Recht die Möglichkeit dazu gibt, dem, der sich ungerecht beurteilt und verurteilt fühlt, Widerspruch einzulegen. Und ob man wirklich wolle, dass es in Deutschland in Flüchtlingsfragen quasi ein Zweiklassengesetz gebe, sollte man Flüchtlingen diesen Grundsatz unserer Rechtsprechung verwehren. Und dass deshalb das eigentliche Kernproblem nicht so sehr in der Rechtsprechung liege, sondern vor allem in der Tatsache begründet sei, dass Menschen, die ein abschließend abschlägiges Urteil erfahren haben, nur schwer tatsächlich abgeschoben werden können. Denn unsere Rechtsprechung geht ja davon aus, dass jene, über die Recht gesprochen wurden sich auch an das Urteil halten. Und sich also z.B. einfinden am Tag und Ort ihrer



Abschiebung. Darüber hinaus weiß unser Recht nichts von Personalschwierigkeiten, wenn es für den Akt der Abschiebung Begleitpersonen braucht. Und es weiß auch nichts von der Schwierigkeit, dass die Heimatländer sich oftmals weigern, ihre Bürger überhaupt wieder aufzunehmen, wenn sie auch in ihrer Heimat schon einmal straffällig geworden sind. – So sehen sie aus, die Probleme unseres Asylalltags. Weit komplexer als es medial in den Titelschlagzeilen berichtet wird.

Und noch einmal, aber auch anders jene Fragestellung, die sich aus dem ergibt, was die meisten von uns dieser Tage – Gott sei Dank – mit Widerwillen und Abscheu betrachten: all jene Übergriffe auf Flüchtlingsheime und Demonstrationen mit stumpfen Parolen. Der Staat nämlich und seine Verfassung können die Voraussetzungen ihrer eigenen Existenz nicht garantieren. Das bedeutet: Der demokratische Staat und seine Rechtsstaatlichkeit hängen letztlich davon ab, dass die Mehrzahl seiner Bürger akzeptieren und unterstützen, was er tut. Ist das nicht mehr gegeben, wird er sich entsprechend verändern. Verletzlich ist er also, unser demokratischer Rechtsstaat. Und gerade deshalb ist er zutiefst darauf angewiesen, dass die Werte, nach denen er lebt, in seiner Mitte errungen und gepflegt werden.

Die Kirche ist bis heute einer dieser Orte gesellschaftlicher Mitte, wo das geschieht. Aber es ist auch eine Binsenweisheit, dass sie darin immer mehr Menschen als nicht mehr plausibel gilt. Zu wenig beweisbar scheint vielen diese Sache mit Gott und sie pochen darauf, dass nur wahr, was wissenschaftlich beweisbar ist. Und sitzen mit ihrer Einstellung gleich zwei Denkfehlern auf: nämlich einmal dem, dass sie Wissenschaft ausschließlich mit Naturwissenschaft gleichsetzen und übersehen, dass auch deren Ergebnisse nicht unumstößlich, sondern vorläufig sind, und dann, dass sich mit der Naturwissenschaft das Beziehungsgeschehen von Menschen nur sehr partiell, nämlich in seiner genetischen Festlegung, beschreiben lässt. Die Zwischenräume hingegen, die flüchtig und unwiederholbar sind, vermag sie hingegen nicht zu beschreiben. Das versuchen aber ja auch die Geisteswissenschaften mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln.



Und da wird auch jene alte Wirklichkeitsbeschreibung des Johannes von Gott wieder interessant. Gott ist die Liebe. Zum einen ist die Liebe ein Gefühl, mit dem die meisten Menschen eigene Erfahrungen haben. Und wer die Liebe nicht nur romantisch verklärt, sondern sie als eine Lebenshaltung begreift, der erlebt sie als prägende und tragende Kraft, die nach Wegen der Krisenbewältigung mit geringstmöglichem Schaden für alle Beteiligten sucht.

In den letzten zwei Versen heißt es dann schließlich:

*Niemand hat Gott jemals gesehen.*

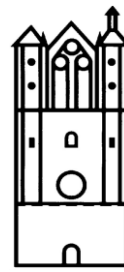
*Wenn wir uns untereinander lieben,  
so bleibt Gott in uns,  
und seine Liebe ist in uns vollkommen.*

Niemand hat Gott jemals gesehen.

Genauso wenig wie die Liebe.

Mit unserem Reden von Gott geben wir einem Gefühl, das vielen Menschen ähnlich stark wie die Liebe wirkt, einen Namen. Und dieser Name, „Gott“, verlangt dann nach einer Auslegung. Für uns Christen ist Gott das, was wir im Menschen Jesus von Nazareth sehen und durch die Brille dessen Person auch im Alten Testament von Gott erfahren. Gottes Wille für uns Menschen, dem wir auch naheifern sollen, sind demnach Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, Vergebung und Versöhnung, Großzügigkeit und Freiheit sowie die Bereitschaft, im Namen der Nächstenliebe auch selbst einen Preis zu zahlen – gerade so, wie es der Samariter für jenen ihm Fremden getan hat, der aber unter die Räuber gekommen war.

Niemand hat Gott jemals gesehen – und doch lässt er sich für uns Christen erkennen, weil er als Maßstab existiert, der von unserem menschlichen Tun unabhängig ist. Gott ist



die Wirklichkeit, nach der wir uns sehnen. Er ist unsere Potentialität und darin zugleich unsere Potenz, unsere Kraft.

Was wir nun also tatsächlich nicht nur in unserem Leben als Individuen, sondern auch in der Gesellschaft als Christen beizutragen haben, ist die Erinnerung daran, dass zwar tatsächlich niemand Gott jemals gesehen hat, aber dass es durchaus Kriterien dessen gibt, was wahres und gutes Leben ausmacht und also auf das Vollkommene hinzielt.

Unser Glaube weiß sehr genau, dass wir Menschen die Vollkommenheit auf Erden nicht endgültig werden bewirken können, aber er macht uns genauso Mut, dass es doch einen Weg gibt, auf sie hin zu streben. Und dessen Wegweiser sind, ich wiederhole:

Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, Vergebung und Versöhnung, Großzügigkeit und Freiheit und Nächstenliebe.

Und ich denke, es ist ein Wert an sich, diese Werte uns selbst und unserer Gesellschaft so gut wie irgend möglich abzutrotzen und an einer jeden Stelle der Gesellschaft, ganz gleich, wo man steht, zu verkündigen. *Amen.*